



Abend:

Zeitung.

77.

Freitag, am 30. März 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hett.)

Zweite Liebe.

(Fortsetzung.)

So kamen sie nach Eichenburg, wo der General mit wahrhaft väterlicher Liebe und Jubel den Wiederkehrenden empfing, dessen Zurückkunft er nicht mehr zu erleben gedachte — und als er, heftig erschreckend, die Veränderung der einst so schönen Züge sah, die Veranlassung aus der Erzählung des tief erschütterten Ludolf vernahm, da schloß er ihn mit Vaterstolz und hervorstürzenden Thränen an die Brust und rief im Ausbruch seines Gefühls — „Glückliche Hedwig, der ein solcher Gatte wird — möge sie immer dieses Glückes würdig bleiben!“ —

„O mein theurer Dheim,“ unterbrach ihn Ottokar von düstrier Ahnung ergriffen, „wird der Entstellte, Verküppelte dem schönen, reizenden Mädchen auch noch in demselben Lichte erscheinen, wie einst?“ —

„Herzensjunge — lächelte der General — welche unzeitige Befürchtung! — Das Mädchen muß Dir nun erst recht innig anhängen, wo Dein ganzer Werth ihr klar wird, und alles, was Du erfahren und gelitten, selbst mittelbar um ihretwillen, zehnmal Dein verlorne Auge aufwiegt — quäle Dich nicht mit unnützen Befürchtungen, die der erste Augenblick des Wiedersehens zerstreuen wird — doch jetzt mache mich näher mit Deinem Freunde bekannt, dessen auffallende Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Bruder mich wunderbar ergreift!“ —

Ottokar that es, und erwähnte zugleich kurz der frühern Schicksale Ludolfs — der General hörte aufmerksam zu, und verwendete kein Auge von dem jungen

Manne — er fragte nach seinem Alter, rechnete still vor sich hin, und rief plötzlich: „wäre es möglich! — Ihre linke Hand“ — er ergriff des Erstaunten Arm — „trägt sie ein besonderes Zeichen — reden Sie —“

„Um Gotteswillen, Herr General,“ stammelte der Ueberraschte, „wissen Sie etwas von meinen Eltern — sollte dieser Naturfehler irgend eine Spur“ — er riß den Handschuh ab, und hielt ihm die linke Hand hin, an welcher der kleine Finger fehlte. —

„Sohn meines lieben Bruders, Du bist es,“ rief der heftig erschütterte Greis, „unglückliches Kind, was ich nur einmal gesehen, dessen Tod mir versichert ward — Du lebst und ich wußte es nicht, konnte Dir nicht den Vater ersetzen — vernimm es, lieber Ottokar, dem Bruder Hedwigs rettetest Du das Leben — o meine beiden lieben Söhne — kommt an eures alten Vaters Herz —“ er riß die jungen Männer in seine Arme — Ludolf lag erbleichend und doch selig an des Generals Brust — ihre Thränen mischten sich. —

Nach einer langen Pause stummer Rührung begann der General, sich sammelnd: „es ist nöthig, mein theurer Ludolf, daß ich Dir jetzt die frühern Verhältnisse und Schicksale Deiner Eltern entdecke. — Mein einziger Bruder, der Major, ein trefflicher Mensch, dessen sanftes, liebevolles Herz den Mangel consequenter Charakterfestigkeit reichlich ausglich, verlobte sich als Subalternoffizier mit der Tochter seines Obersten; Fräulein Agathe war sehr hübsch, ein wenig gebildeter Geist bei überflüssigem Stolz und launenhafter Herrschsucht entging dem Auge

des Liebenden. Ihr Vater wünschte, daß die Verbindung nicht eher vollzogen werde, bis meines Bruders Avancement ihm einen höhern geselligen Standpunkt anweise. Die Braut erkannte bald den weichen, fügsamen Sinn des Verlobten, der trotz seiner oft bewiesenen militairischen Bravour sich dennoch in allen Verhältnissen des häuslichen Lebens schnell und leicht unterjochen ließ. Sie beherrschte ihn auch in kurzer Zeit dergestalt, daß er, unfähig, sich immer ihren Launen und oft albernen Grillen fügen zu können, heimlich sein Schicksal beseufzen mochte, wenn er gleich nie über seine drohende Zukunft an der Seite eines ihm so wenig ähnlichen Wesens sprach. Da kam die Stieftochter des Obersten, Josephine, ein sanftes, schüchternes, sehr reizendes Mädchen, welche bisher eine alte Tante gepflegt, in das Vaterhaus zurück, und Agathe sah es gern, daß die Stieffchwester in der untergeordneten Stellung einer Wirthschafterin ihr jede lästige Sorge für das Hauswesen, dem sie nach der Mutter Tode vorstehen müssen, abnahm. Sie behandelte die Schwester bald völlig als eine Untergebene, und der sanfte, furchtsame Charakter des armen Mädchens wagte nicht, sich der oft harten Behandlung, die ihr im Stillen manche Thräne erpreßte, entgegen zu setzen. Sie duldete und leistete das Mögliche, was man von ihr verlangte. Meinem Bruder entging nicht das harte Schicksal der Bedauernswerthen, er bezeugte ihr, sie so viel als thunlich zu entschädigen, seine freundliche Achtung und Aufmerksamkeit, und sie empfand das mit heißer Dankbarkeit. Eine ziemlich regellose Romanenlectüre, die einzige Erholung ihrer frühern trüben Stunden hatte ihre Phantasie entzündet, ohne ihren Verstand zu reifen, ihr das Ideal eines Gegenstandes, den sie über alles lieben konnte, vorgegaukelt, und das Unglück wollte, daß mein Bruder ihr als das verwirklichte Bild ihrer Träume erschien — so gab sie sich denn rücksichtslos dem süßen Zauber hin, der ihr verarmtes Leben mit neuen Blüthen schmückte — ihr schönes Auge, oft mit Thränen gefüllt blickte so innig und schwärmerisch auf den jungen Mann — unvermerkt bemächtigte sich des unerfahrenen Mädchens eine so tiefe Leidenschaft — und sie war schön, sanft und hingebend, die Braut kalt, abgemessen, stolz und launenhaft — kurz, auch sein Herz neigte sich bald mehr zu Josephinen — Agathe ward veranlaßt, einige Wochen zu verreisen, während ihn Dienstgeschäfte fesselten, er sah Josephinen oft, sah sie allein, und ein unbewachter Augenblick entschied über Beide — das furchtbarste Glend knüpfte sich daran, und ward fortan Begleiter seines freudlosen Lebens.

Agathe kam zurück — ihrem argwöhnischen Auge entging nicht, daß eine Art Verhältniß zwischen dem Bräu-

tigam und der Schwester stattfinde — sie forschte, erhielt Gewißheit, und wies mit des Vaters Bewilligung die Unglückliche aus dem Hause, aus der Stadt. In einer kurzen, heftigen Unterredung zwischen meinem Bruder und dem künftigen Schwiegervater, äußerte dieser, ein Auge zudrücken zu wollen, um jeden Glat zu vermeiden, wenn er ihm sein Ehrenwort gebe, sich hinfort nie wieder um Josephinen zu bekümmern, für die er sorgen werde. Mein Bruder, von den giftigen Stachelreden der Braut-gepeinigt, schuldbewußt und rathlos, gab es, ohne zu wissen, daß jener Fehltritt Folgen gehabt, und nach Jahresfrist, als er zum Capitain avancirt, reichte ihm Agathe ihre Hand am Traualtare. — Die Ehe ward freudlos und trüb, ihre unzarten Vorwürfe quälten den Gatten, verbitterten jede Stunde seines Lebens, und er, zu gedrückt, zu wenig männlich, um sich dem wie er mußte, entgegen zu setzen, versuchte die Unversöhnliche nur durch sanftes Nachgeben zu entwaffnen, und machte dadurch das Uebel noch ärger, er ward Major, und starb nach sechs Jahren einer fortgesetzten häuslichen Hölle, nachdem er noch Hedwigs Geburt erlebt, und die Kleine segnend an sein Herz gedrückt hatte.

Josephine, nach der Verweisung aus dem Vaterhause auf einem nahen Dorfe lebend, gebar unter schrecklichen Leiden einen Knaben — Dich, mein Rudolf — ich erfuhr es und eilte dahin, in die Rechte meines armen Bruders zu treten, der diese nie, am wenigsten damals, wo er als Agathens Verlobter jede Rücksicht zu nehmen hatte, geltend machen durfte. — Das unglückliche Opfer lag da, schwach, schon sterbend — sie verlangte in Todesangst nach der Schwester, diese ward geholt, und stand kalt und trozig am Sterbebette. Sie weigerte sich, der Verschaidenden versöhnend die Hand zu reichen, und warf ihr in schneidenden Worten vor, daß sie es gewesen, die den Bräutigam von ihr abgewendet und verführt — die Unglückliche konnte nicht mehr zusammenhängend sprechen, sie stammelte nur noch: „Vergebung — das Kind — die arme Waise —“ und deutete auf den weinenden Knaben, dem, wie ich gleich bemerkte, das Erbtheil des Vaters, der kleine Finger der linken Hand fehlte — „ich will ihn versorgen,“ sagte das Fräulein kalt — „ich gebe Dir mein Wort“ — „Schwöre!“ rief plötzlich mit erlöschender Stimme die Kranke, und ihr Anblick ward so furchtbar, daß jene unwillkürlich erschüttert sich zu ihr wendete: „Nun ja, ich schwöre es Dir bei Gott“ — da lächelte die Unglückliche noch einmal und verschied. Fräulein Agathe sagte fremd und kalt zu mir: „das Uebrige ist meine Sache, Herr von Sparrow, ich werde dafür sorgen, daß dem Kinde nichts

abgehe, überlassen Sie es mir!“ — Ich konnte freilich unter diesen Umständen nichts thun, und ersuchte sie nur, mich wissen zu lassen, wenn und was der Knabe bedürfe — sie versprach es, und ich legte, ihren Hang zum Geiz kennend, eine volle Börse auf die Wiege, und beschwor sie, dieselbe einstweilen für ihn zu verwenden. Sie nahm es eben so kalt und wir schieden. Ich erhielt eine andre Garnison, nur schriftlich und behutsam konnte ich fragen, was aus dem Kinde geworden. — Die Feldzüge kamen dazwischen, ich hörte Jahr und Tag nichts davon, ob ich gleich nicht unterließ, von Zeit zu Zeit, was ich irgend entbehren konnte, zu schicken. Da ward mir, als ich zurückkehrte, die Nachricht, das Kind sey todt, und meine Schwägerin, die unterdessen auch Mutter geworden, und jetzt die Trauer um den Gatten trug, überreichte mir noch eine nicht unbedeutende Rechnung für die seitherigen Bedürfnisse des Kindes. — Ich betrauerte zwar den heimgegangenen, mir so theuren Bruder, doch wußte ich, daß des sanften Dulders Herz besser in der Erde, als in der Hölle einer unglücklichen Ehe geborgen sey, und freute mich, daß das verwaifete Kind noch vorangegangen. — Meine Schwägerin, so unliebenswerth sie mir auch immer erschienen war, zeigte mir den kleinen Engel, ihre Hedwig, und schnell war mein Entschluß gefaßt. Durch eine reiche Erbschaft in den Stand gesetzt, meinem Hang zum Landleben nachzugeben, da meine Wunden mich unfähig zum Dienst machten, kaufte ich ein Gut in der Provinz, und that meiner Schwägerin den Antrag, mit ihrem Kinde zu mir zu kommen, um dieses, was mein ganzes Herz gewonnen, nicht zu entbehren, und möglichst günstig auf seine Erziehung zu wirken. — Ihr Geiz ließ sie gern einwilligen, sie konnte so die Zinsen ihres Vermögens ruhig sammeln — das Uebrige weißt Du, lieber Ottokar — doch jetzt, armer Ludolf, erzähle mir Deine Jugendgeschichte und frühern Schicksale.“ —

Es geschah — empört über der Schwägerin Härte, betheuerte der General mit einem kräftigen Fluch, er traue ihr diese Handlungsweise vollkommen zu, und schone sie nur um des guten Ausgangs, der ihm den Neffen so erzogen und in der harten Schule gereift, zugeführt, wie um Hedwigs willen, und weidete sich schon jetzt an dem Gedanken, welche Seligkeit diese empfinden werde, einen Bruder zu umarmen — doppelt selig, der Aufopferung des Geliebten das Leben des Bruders zu danken. — Aber Ottokar vermochte diese Ansicht in seinem bang ahnenden Vorgefühl nicht zu theilen und sah mit einem aus Grauen und Entzücken gemischten Gefühl dem bevorstehenden morgenden Wiedersehen entgegen.

(Fortsetzung folgt in Nr. 79.)

Ein bürgerliches Weihnachtsgeschenk vor etwa 200 Jahren.

1622 hatte sich der Lohgerbermeister Giertth in Brieg, seine erzürnte Hausfrau Susanna zu beschwichtigen, entschließen müssen, ihr eine kostbare „Schaube“ (Enveloppe), einen Muff, Winterschuhe und Pelzhäubchen als Weihnachtsgeschenk zu verehren, und die Rechnung darüber giebt einen Beleg vom damaligen Luxus im reichern Bürgerstande. Der Ueberzug der Schaube bestand aus violettblauem, schwerem Seidenzeuge mit eingewirkten silbernen Blumen, und kostete allein 40 Thaler, das seidene Futter, Schnüre, Quasten und Schneiderlohn betragen 9 Thaler, Futter und silberne Schnuren mit Kugeln an dem Muffe waren mit 5 Thlr. 2 Gr. bezahlt worden, der „Kursener“ (Kürschner) erhielt 15 Thlr. Arbeitslohn, das Pelzwerk aber, aus den allerfeinsten Marderfellen bestehend, war zu dem ganzen Geschenke mit 255 Thlr. 18 Gr. erkaufte worden, daß der Meister also in allem 326 Thlr. 2 Gr. hatte ausgeben müssen, „die ehrbare Hausfrau, die er mit der Ruthe zu streichen gedroht hatte“, wieder zufrieden zu stellen. Jetzt sage man noch, daß in jener Zeit nicht tüchtiger Luxus getrieben worden sey! *)

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sybille von Liegnitz und Brieg, von E. A. Schmidt, 1838. S. 172 und 193.

Aphorisme.

Die Vorwürfe, welche sich gute Menschen über unterlassene Pflichtübungen oder Uebertretungen selbst machen, sind die besten Fürsprecher am Throne der göttlichen Vergeltung.

Erdbversicherung.

Wem nie des Schicksals Strenge
Ein theures Gut geraubt,
Wer nie in banger Stunden
Verlassen sich geglaubt;
In froher Menschenmenge
Nie Seufzer unterdrückt,
Und einsam nie zum Himmel
Voll Sehnsucht aufgeblickt;
Betrübte nie getröstet
Mit Wort und That und Blick,
Nur immerdar gehütet
Das eig'ne ird'sche Glück;
Der ist ein Erdbürger,
Den — schließt er seinen Lauf —
Nimmt sicher wohl die Erde,
Der Himmel schwerlich auf.

Julie von Großmann.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Paris.

(Fortsetzung.)

Victor Hugo ist ein großer dramatischer Dichter (den man, beiläufig gesagt, in dem Verfasser des Angelo wahrhaftig nicht gesucht hätte), Delavigne hat Schiller aus dem Sattel gehoben, der zweihundertjährige Glanz Shakespeares ist vor dem Stern Scribe's erblichen, und wenn das französische Publikum den „Caligula“ des Alexander Dumas nicht versteht und nicht zu würdigen weiß, so findet der gekränkte Dichter seinen Ersatz in dem einstimmigen Beifall von vierzehn anderen Nationen, in dem enthusiastischen Zuruf von hundert und zwanzig Millionen nicht französischer Kehlen. Gönnen wir dem armen Dumas die tröstende Hoffnung, seinen Caligula jenseit des Rheins und des Canals wieder auferstehen zu sehen; hier ist er auf immer gestorben und eingescharrt. Ein Akteur des Théâtre français hat ihm folgende Grabinschrift gesetzt:

Ci git un plat tyran, le sot Caligula.
Vingt fois dans le désert le malheureux beugla;
Sur les claqueurs qu'il jugula
Vingt fois son ennui distilla
Lui-même, un jour si fort bailla
Qu'il s'étrangla.
Ne pleure pas Caligula
Passant! Pour toi, pour nous hélas! qu'il est bien la!

Der diesjährige Salon ist wie gewöhnlich am ersten März der schaulustigen Menge geöffnet worden. Ob man, wie vielfach behauptet wird, die Ausstellungen im Interesse der Kunst in längern Zwischenräumen auf einander folgen lassen sollte, will ich dahin gestellt seyn lassen, aber ich glaube behaupten zu dürfen, daß der wohlthätige Einfluß, welchen die jährliche Eröffnung des Salon auf die Volksbildung durch Vereblung des Geschmacks und der Sitte ausübt, auch durch einige Opfer der höhern Kunst nicht zu theuer erkauft ist. Das Interesse für diese Ausstellungen ist allgemein. Jeder Pariser, dem ein Sonntagsrock zu Gebote steht, will und muß sie nicht allein sehen, sondern auch studiren und tant bien que mal kritisiren. Eine solche, regelmäßig alle Jahre erneute Uebung des Auges und des Urtheils muß endlich selbst den rohen Sinn für künstlerische Schönheit empfänglich machen, und wenn auch die Zeiten nicht wiederkehren, wo, wie in Athen und zweitausend Jahre später in Florenz, der einfachste Bürger ein Kunstkenner war, so wird doch die Gewohnheit des Schauens und Prüfens nicht ohne wohlthätigen Folgen für die öffentlichen Sitten seyn. Es ist zu beklagen und kaum begreiflich, daß man in einer Stadt wie Paris nicht ein eigenes Vocal für die jährliche Ausstellung auffinden könne, und daß die große Galerie des Louvre durch sie auf mehrere Monate unsichtbar gemacht wird. Diesem Uebelstande ist für dieses Jahr durch die Benutzung eines für einen vorübergehenden Zweck am Louvre angebrachten Holzgebäudes insoweit gesteuert, daß nur etwa die Hälfte der Galerie durch die ausgestellten Gemälde verdeckt worden. Der Salon ist der Zahl der Stücke nach eben so reich als der der vorigen Jahre. Der Catalog enthält 2031 Nummern, unter denen 1807 Gemälde, 121 Sculpturen, 33 Modelle, 54 Kupferstiche und 16 Lithographien. An intensivem Reichthum steht indessen die diesjährige Ausstellung hinter der von 1837 zurück, und viele bedeutende Namen, z. B. Horace Vernet, Scheffer, Lessing, Lahmann und Andere sind in derselben gar nicht, oder wie z. B. Winterhalter nur durch minder bedeutende Werke repräsentirt. Auffallend ist

die Menge der Portraits, welche man dieses Jahr in noch weit größerer Anzahl sieht als im vorigen, zum untrüglichen Zeichen, daß die Kunst mehr als je zu Brode geht. Wenn es aber erklärlich ist, daß mancher Maler seinen verdienstvollen Pinsel zum Copistenwerk erniedrigt, so ist es mir doch auf der andern Seite unbegreiflich, wie Peter oder Paul das Conterfey seines Biergroschengesichts den Blicken von Hunderttausenden zur Schau stellen und dem Publikum zumuthen mag, sich bei der Betrachtung derselben auch nur eine halbe Secunde aufzuhalten. Es steht Jedermann frei, sich malen zu lassen, ohne daß ein Dritter ein Wort dazu zu sagen hätte, um aber sein Bild in eine öffentliche Ausstellung zu geben, bedarf es, dünkt mich, eines andern Titels als der Quittung des Portraitmalers über richtige Auszahlung von 20 Franken.

(Beschluß folgt.)

Aus Mainz.

Anfang März 1837.

Ehe ich in meinen Berichten fortfahre, muß ich einen kleinen Raum Ihrer Spalten in Anspruch nehmen, um einige niedrige Gemeinheiten abzuwehren, die in einer der letzten Nummern der Mitternachtszeitung von dem gegenwärtigen Correspondenten aus Mainz, von einem gewissen H., auf mich und die Bepertine geschleudert worden sind. Wollte ich den Namen dieses Menschen nennen, so würde wahrhaftig jede Abwehr überflüssig seyn; denn nicht nur in Mainz ist diese fremde Giftpflanze, die sich hier eingenistet hat, hinlänglich bekannt, sondern auch auswärts, glaube ich, würde man sich bald dieses Menschen mit Widerwillen erinnern aus der niedrigen, kloppfechterischen Journalistik, die sein Element ist. Es ist mir aber zuwider, diesen Namen zu nennen, und ich bleibe lieber bei der Sache. Dieser Correspondent, dem die Literatur und jedes positive Wissen ganz unbekannte Weltstriche sind, hat sich seit einiger Zeit zum Kunst- und Theater-Recensenten aufgeworfen und plagt uns wahrhaftig arg damit. Dagegen wäre noch nichts zu sagen; es muß auch solche Käuze geben! Allein dieser Mensch hat die Manie, zu glauben, er habe ein untrügliches, alleinseligmachendes Urtheil in Theater-Angelegenheiten, und die Unverschämtheit, zu verlangen, daß man von diesem Urtheile Notiz nehme, ja daß man kein anderes ausdrücke!! Weil nun dieses mir und anderen Menschen von gesunder Vernunft etwas gar zu toll vorkommt, weil ich mich überhaupt an diesen Theater-Tyrann gar nicht kehre und meinen eignen Weg in den Berichten gehe, erzeugt mir dieser armelige Held seit längerer Zeit häufig die Ehre, sowohl in der Mitternachtszeitung, wie in dem hiesigen Unterhaltungsblatte, mich mit seinem Gift und Ingrimme zu besudeln und zu behelligen. Ich habe natürlich noch nicht ein Wort darauf geantwortet, theils weil ich es weit unter meiner Würde halte, mit einem Menschen, dem die gemeinsten Waffen im Streite die rechten sind, zu zanken, theils auch weil ich nicht ohne Grund hoffe, daß man auswärts den Diatriben dieses Mannes schon an der Farbe ansehen wird, aus welcher verwerflichen Quelle, und aus welchen unreinen Motiven sie fließen. Gehe ich aber heute von dem Grundsatz der stillen Verachtung solcher niedern Schmähsungen ab, so geschieht es wahrlich nicht aus Lust zur Kloppfecherei mit diesem Individuum, sondern um einmal für allemal zu erklären, daß ich weder dem Pasquill in der Mitternachtszeitung, noch den Schmähsungen im hiesigen Unterhaltungsblatte die geringste Spur von Wahrheit und Vernunft einräume.

(Fortsetzung folgt.)